H Akademie Lesehalle

Akad. Lesehalle
Heidelberg

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

6. Jahrgang · Nummer 4 · Berlin, den 11. Februar 1942 · Einzelpreis 25 Rpf. u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Eric Borchert †

GENERALOBERST ROMMEL
dessen militärisches Genie selbst dem Feind Bewunderung abrang, auf seinem Gefechtsstand an der Front in Nordafrika

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0039

gefördert durch
Baden-Württemberg

DER ERSTE MUSKETIER DES REICHES

„Der Sieg war einst Sache des Glaubens, und zwar des Glaubens an Ihre Person ... Der Sieg ist uns eine Sache der Gewißheit!"

(Dr. Goebbels an den Führer am 30. 1. 1942)

Am Anfang des Jahres 1757 schrieb Friedrich der Große an seine Schwester: „Diesen Frühling soll die Welt sehen, was Preußen ist; durch unsere Kraft und besonders durch unsere Disziplin werden wir obsiegen." Das zweite Jahr des Siebenjährigen Krieges hatte begonnen, und bis zum Jahre 1763 sah die Welt von Frühjahr zu Frühjahr, was Preußen ist. Erfolge wechselten mit Rückschlägen, aber am Schluß stand der Endsieg. Mit dem Sieg bei Prag begann das Jahr 1757, mit der Schlacht bei Roßbach hörte es auf, in der 22 000 Preußen 62 000 Österreicher und Franzosen schlugen. So war es fast bei jeder Schlacht jenes glorreichen Krieges: Die Zahl der Feinde wuchs und ihre Übermacht gegen Preußen wurde stärker und stärker. Die Lasten jenes Krieges trug das kleine preußische Volk von 3,7 Millionen Köpfen, während beim Gegner die Last sich auf 50 Millionen verteilte. Der Führer hat in seiner Rede vom 30. Januar 1942 unsere Zeit eine friderizianische genannt, dabei zugleich aber das Wort ausgesprochen, das manchen von uns beschämen mag, das Wort nämlich, daß wir kein Recht hätten, uns mit der friderizianischen Zeit zu vergleichen. Kämpfte das friderizianische Preußen gegen eine fast fünfzehnfache Übermacht, so ist die Waffe, mit der wir uns heute wehren, die stärkste Wehrmacht der Welt. Wir sprechen gern von den Höhepunkten unserer Geschichte und vergessen leicht die Opfer, die vor jene Höhepunkte gestellt waren, und die Rückschläge, die unser Volk stark für die Zukunft machten. Wenn das deutsche Volk von heute kein Recht hat, sich mit dem friderizianischen des Siebenjährigen Krieges zu vergleichen, so trifft das nicht auf die Geschichte jenes Mannes zu, der vor 23 Jahren, ein namenloser Soldat des Weltkrieges, mit einer Handvoll Idealisten den Kampf um ein Volk begann, das drauf und dran war, seine Niederlage als endgültiges Schicksal hinzunehmen. Wie aus den sieben Mann des Sterneckers-Bräus hundert wurden, aus den hundert wieder zehn, aus den zehn tausend, wie aus den Idealen eines Mannes eine Bewegung wurde, die aus jedem Rückschlag die Kraft zu einem neuen Sturm gewann, bis nach dreiundzwanzig Jahren „Bewegung"

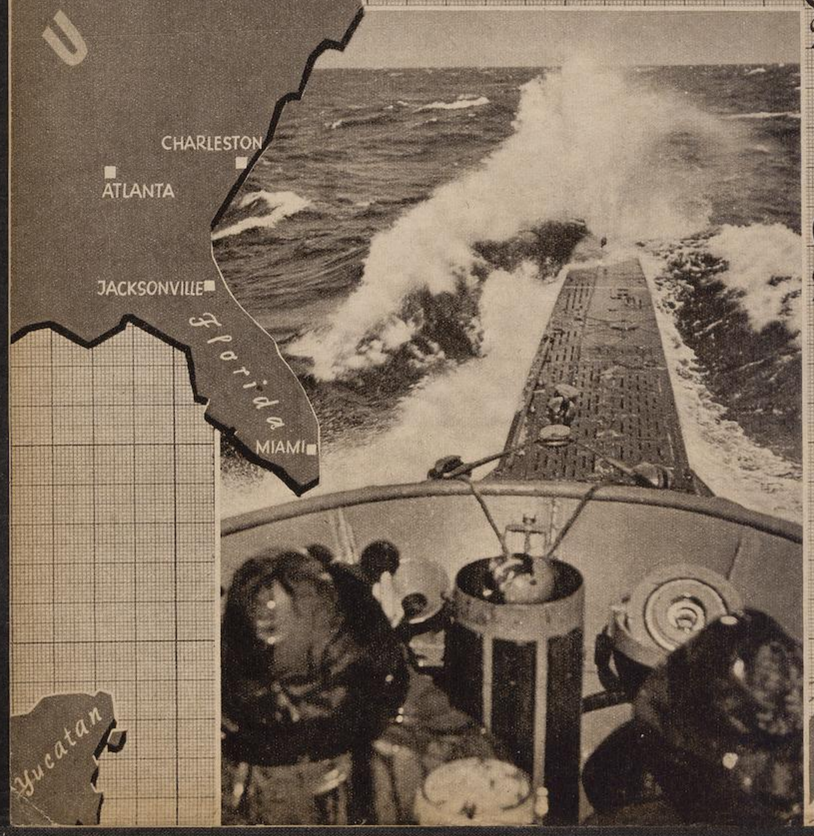
Aufnahme: Heinrich Hoffmann

gleich „Volk" gesetzt werden konnte — das wird im kommenden Jahrhundert das große Epos unseres Volkes sein, genau wie es für Preußen der Siebenjährige Krieg Friedrichs des Großen war.
Heute ist dies alles, die Geschichte dieses Mannes und seiner Bewegung, für uns eine Quelle der Kraft, über die keiner unserer Feinde verfügt. Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten heute erklärt, daß er in diesem Jahr 60 000, im nächsten 120 000 Flugzeuge bauen und bemannen wird, um das verruchte Deutschland Adolf Hitlers zu vernichten, wenn der britische Premierminister uns mit der Zahl unserer Gegner schrecken will, mit den hundert Millionen von Angelsachsen, Bolschewisten, Indern, Chinesen, mit den Produktionsziffern des Empire und der Vereinigten Staaten und den geheimnisvollen Uralreserven der Sowjets — was können Zahlen einem Mann ausmachen, der mit sieben anfing und hundert Millionen gewann. Eine Rechnung mit der Kopfzahl der Wehrfähigen, mit den Milliarden von Gold, den Millionentonnen an Erz und Erdöl ist dieser Krieg so wenig, wie der Krieg Friedrichs des Großen und der Kampf Adolf Hitlers um das deutsche Volk eine Rechnung mit Zahlen war. Diese Rechnung, wenn man sie aufstellen wollte, hat für unsere Gegner eine große Unbekannte, nämlich unsere ungeheure innere Reserve, die aus der jüngsten Vergangenheit ihren Nachschub an Kraft holt und uns die Gewißheit des Sieges gibt. In Afrika schon ging für Churchill die Gleichung Auchinleck = Rommel nicht auf. Wer mit der seelenlosen Zahl rechnet und aus den paar Kilometern Geländegewinn der Sowjets schon seinen Sieg am kalten Horizont des russischen Winters heraufdämmern sieht, wird in wenigen Wochen an das Wort des Führers denken: „Was bedeutet das gegenüber dem, was wir besetzt haben und was im kommenden Frühjahr und vom Frühjahr ab wir in Ordnung bringen werden."
Aber geschenkt wird uns nichts, so wenig wie dem Volk des friderizianischen Preußen. „Es wird dies Jahr stark und scharf hergehen", sagte Friedrich der Große einmal, als ein neues Jahr des Siebenjährigen Krieges begann, „aber man muß die Ohren steifhalten und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dransetzen".

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0040
gefördert durch Baden-Württemberg

VOR DEN TOREN NEW YORKS

Für die Vereinigten Staaten hat der Krieg mit einigen Überraschungen begonnen. Als man in Washington den Schock des japanischen Angriffs auf Pearl Harbour noch nicht überwunden hatte, sah man sich plötzlich deutschen U-Booten gegenüber, die in den Gewässern vor der nordamerikanischen und kanadischen Küste die amerikanische Schiffahrt in unerwartet erfolgreichem Maße unsicher machten. In wenigen Tagen der letzten Januarwoche versenkten deutsche U-Boote sozusagen vor den Augen der Amerikaner über 40 Schiffe mit mehr als 300 000 BRT. Drei Tanker wurden unmittelbar vor dem Hafen von New York versenkt. — Die „Schlacht im Atlantik" geht also weiter, und die deutschen Seestreitkräfte erzielen trotz der schwierigen Wetterlage außerordentliche Erfolge selbst in Gewässern, die so weit von ihren Stützpunkten entfernt sind wie die Gewässer der Vereinigten Staaten und Kanadas. Wie sich ein Angriff auf einen Geleitzug durch Unterseeboote vollzieht, zeigen wir auf diesen Seiten zum ersten Male in einer genauen, auf die Uhrzeit abgestimmten Zeichnung.



So greifen deutsche U-Boote an

(Die Ziffern im Kreis bedeuten die einzelnen angreifenden U-Boote)

(1) Dieses U-Boot sieht um 21.10 Uhr gegen die untergehende Sonne schwachen Rauch, läuft mit hoher Fahrt darauf zu, macht einen starken Geleitzug mit 9 sm Marschfahrt aus, gibt um 21.34 Uhr eine Funkmeldung ab, setzt sich vor, taucht, schießt zwei Dampfer heraus und löst sich vom Geleitzug

(2) Das Boot empfängt um 21.34 Uhr die Funkmeldung, operiert auf den Geleitzug, schießt hartnäckig drei Torpedos, davon zwei Treffer, wird erheblich mit Wasserbomben belegt, entkommt mit Beschädigungen und tritt den Heimmarsch an

(3) Das Boot kann mit drei Torpedos zwei Dampfer versenken, die in der allgemeinen Verwirrung durch die Angriffe von (1) und (2) ihm direkt vor die Rohre laufen

(4) Das Boot wird durch die Sicherung abgedrängt, ehe es zum Schuß gekommen ist, kann sich aber der Verfolgung entziehen. Kurz nach dem Auftauchen bekommt es erneut Fühlung mit dem Geleitzug, der die U-Boote durch starke Kursänderung abzuschütteln versucht. Mit zunehmender Dunkelheit geht es näher heran, gibt nach erneuter starker Kursänderung des Geleits um 2.40 Uhr Fühlungsmeldung und schießt um 4 Uhr im Überwasserangriff gegen den aufgehenden Mond drei Dampfer aus dem Geleit

(5) Dieses U-Boot stand zu weit ab, um zum ersten Angriff zurechtzukommen. Es operiert auf den Generalkurs, zunächst vergeblich, bis es um 2.40 Uhr den Funkspruch aufnimmt und im Überwasserangriff zwei Dampfer herausschießt

(1) Hat nach Lösung vom Geleit erneut auf den vermutlichen Generalkurs operiert und versenkt auf den Funkspruch 2.40 Uhr mit vier Torpedos bei zwei Fehlschüssen zwei große Dampfer

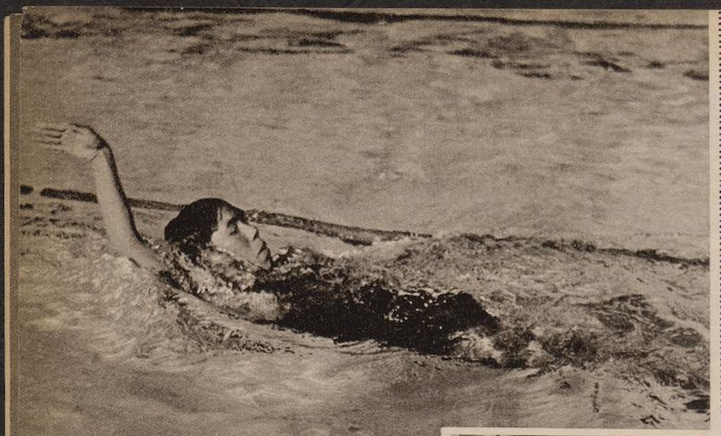
(3) Das Boot hat nach Auftauchen den Geleitzug wiedergefunden, aber bei dessen Kursänderung und plötzlicher Sichtverschlechterung die Fühlung wieder verloren. Um 2.40 Uhr wird es durch den Funkspruch wieder herangeführt und schießt mit zwei Torpedos abermals einen Dampfer und einen Zerstörer heraus

Die punktierte Linie bedeutet Fahrt der U-Boote in getauchtem Zustand. Die schwarzen Spitzen kennzeichnen erfolgreiche, die schraffierten fehlgegangene Torpedoschüsse. Die vielgezackten Sterne stellen Zerstörerangriffe dar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0041

gefördert durch
Baden-Württemberg



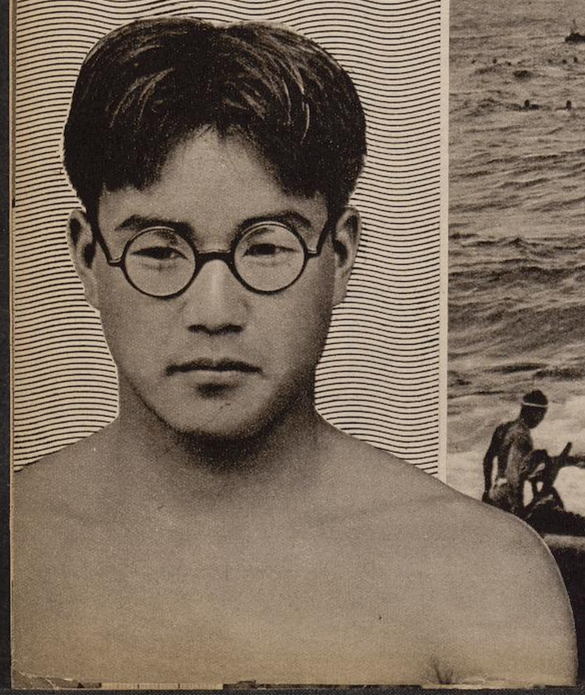
DIE Schwimmer von Hongkong

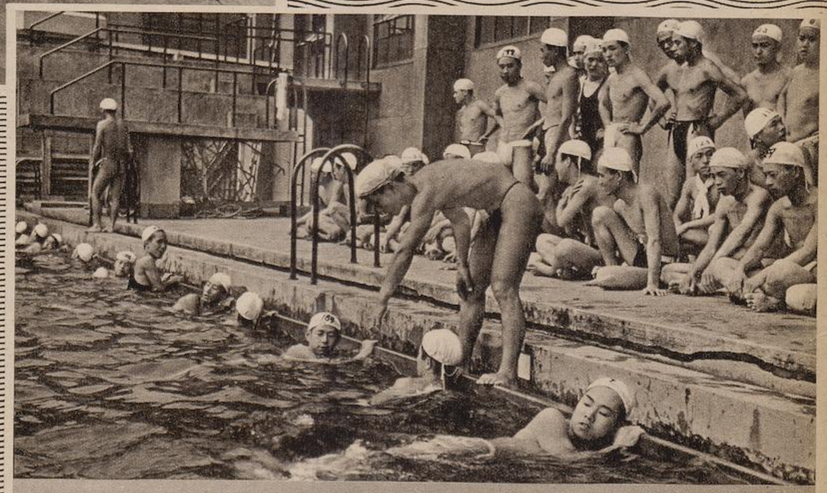
In den ersten zwei Monaten des ostasiatischen Krieges schon haben die Soldaten der japanischen Wehrmacht Proben ihrer Tapferkeit abgelegt, die sich ebenbürtig in den Reigen der ehrfurchtgebietenden Legenden aus der Zeit der Samurai einreihen. Die Schwimmer von Hongkong werden von künftigen Generationen in einem Atemzuge mit dem Samurai Torii Süneemon genannt werden, der im Jahre 1600 einen mit Hindernissen gesperrten Wassergraben einer Festung im Angesicht des Feindes durchschwamm, sich durch die Reihen der Gegner schlug und Entsatz für die belagerte Festung herbeiholte. — Obwohl die Japaner bereits die Halbinsel Kaulun vor Hongkong besetzt hatten, glaubten die Briten dennoch, sich wenigstens drei Monate auf ihrer befestigten Insel halten zu können, weil die Lyemun-Bucht die Insel vom Festlande trennte, und diese Bucht lag nicht nur unter britischem Feuer, sondern war auch so stark vermint, daß sie selbst mit flachgehenden Transportschiffen nicht zu überfahren war. Die Japaner aber setzten ihre „Schwimmer von Hongkong" ein, eine Schar von etwa tausend Soldaten, die monatelang vorher für diese eine Aufgabe ausgebildet waren. Kein anderer als der japanische Olympia-Schwimmer Ito war der Trainer dieser Schwimmer gewesen, die sich vor allem aus berufsmäßigen Schwimmern und den wegen ihrer Tauchkunst berühmten Perltauchern rekrutierten. Es handelte sich nämlich nicht nur darum, die Bucht zu überqueren, was an sich keine besondere Leistung gewesen wäre, denn die Bucht ist nur einen Kilometer breit. Es kam vor allem darauf an, in die Minensperre eine Bresche zu legen, so daß nachfolgende Sturmboote und Transportschiffe gefahrlos die Küste der Insel erreichen konnten. Die Schwimmer mußten also nach den Minen tauchen und sie unschädlich machen. Das geschah mit Hilfe eines Spezialinstrumentes, mit dem die Kappen von den Hörnern der Minen entfernt werden konnten. Trotz des feindlichen Abwehrfeuers gelang das kühne Unternehmen und wenig später war Hongkong in japanischer Hand.

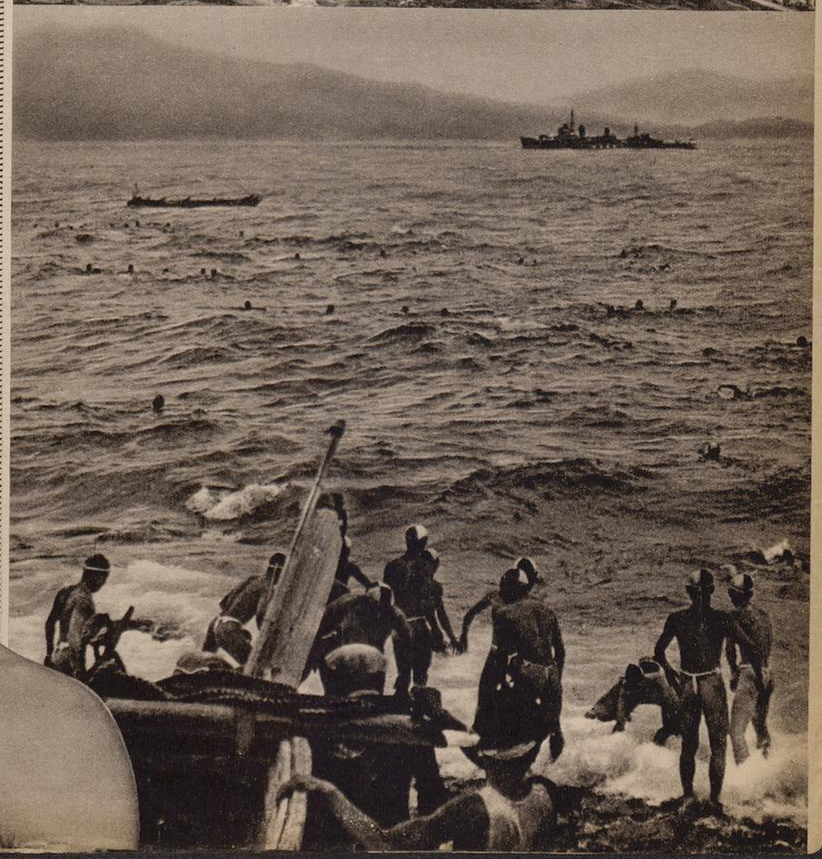
Die japanischen Olympiamannschaften von 1936 waren in der sportlichen Ausbildung der japanischen Soldaten Muster und Vorbilder geworden, deren Namen jedem japanischen Soldaten geläufig sind. Zu den berühmtesten Schwimmern gehört der Olympiasieger K i y o k a w a, der 1936 einen Weltrekord im Rückenschwimmen aufstellte. Auch ihm verdankt die japanische Wehrmacht einen Teil ihrer hervorragenden Schwimmausbildung

Aufnahmen: Japan Photo Library (2), Schirner (2). — Zeichnung: Arlart

Die Japaner hatten eine außerordentliche Sorgfalt auf die Ausbildung der „Schwimmer von Hongkong" gelegt. Die Besten unter den Berufs- und Sportschwimmern waren ausgewählt worden, um den „schwimmenden Stoßtrupp" der Japaner so leistungsfähig wie nur irgend möglich zu machen. Der Hauptausbilder war der Schwimmer Ito, Mitglied der japanischen Mannschaft, die an den Olympischen Spielen von 1936 teilnahm







Da jede offensive Operation der japanischen Wehrmacht zwangsläufig durch Landungsmanöver eingeleitet werden muß, wurde von jeher die Ausbildung der Rekruten im Schwimmen besonders gefördert. Die „Schwimmer von Hongkong" konnten daher bereits auf eine lange Tradition in ihrer Wehrmacht zurückblicken. Unser Bild zeigt Soldaten beim Training

Japans Gewässer waren für die „Schwimmer von Hongkong" ein ideales Übungsgebiet. Das Bild zeigt einen Meeresarm zwischen den Inseln Atami und Hatsushima, deren Küsten ungefähr die gleichen Voraussetzungen bieten wie die von Kaulun und Hongkong. Auch die Entfernung ist die gleiche. Im Hintergrund japanischer Zerstörer vor Anker

Die Zeichnung rechts ist nach japanischen Angaben und Unterlagen angefertigt worden. Die Schwimmer haben die Minensperre erreicht, sind getaucht und entfernen mit einem Spezialgerät die Kappen von den Hörnern der Minen, die dadurch unschädlich gemacht werden. Sie tragen bei diesem Unternehmen als Waffe lediglich einen kurzen Dolch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0042

gefördert durch
Baden-Württemberg

SÜDLICHSTER PUNKT DER OSTFRONT: HÖHE 212 VOR SEWASTOPOL

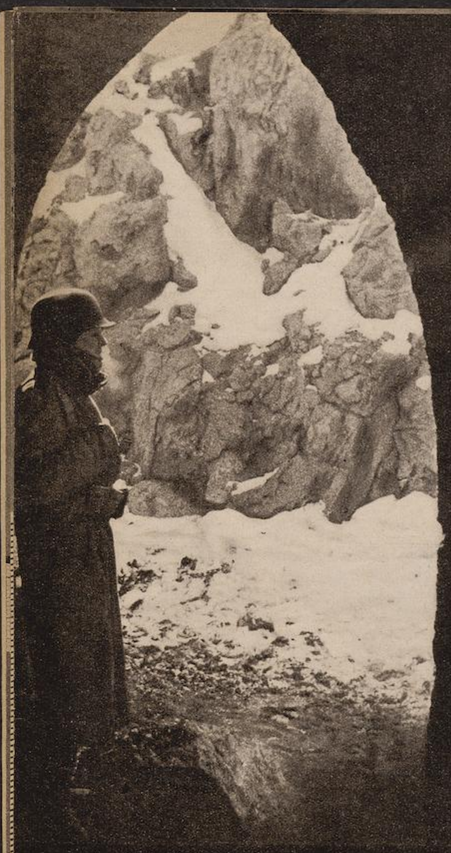
Wir halten Fort Balaklawa

Zwanzig Kilometer südöstlich Sewastopol liegen an einer tiefen, geschützten Bucht das Dorf und der Hafen Balaklawa. Steil ragt, hart an der Küste beginnend, das Jailagebirge bis zu den Regionen ewigen Schnees empor. Überall auf den Höhenrücken und an den Hängen haben die Sowjets Bunker, Feldstellungen, MG-Nester, Flak und Artillerie zum Schutz dieses wichtigen Marinestützpunktes eingebaut. Vor der Hafeneinfahrt erscheinen im Schutze der Nacht Kanonenboote oder andere Einheiten der sowjetischen Schwarzmeerflotte und feuern ihre Breitseiten wahllos in die Berge.

Wir sind am südlichsten Eckpfeiler des Befestigungsgürtels um Sewastopol.

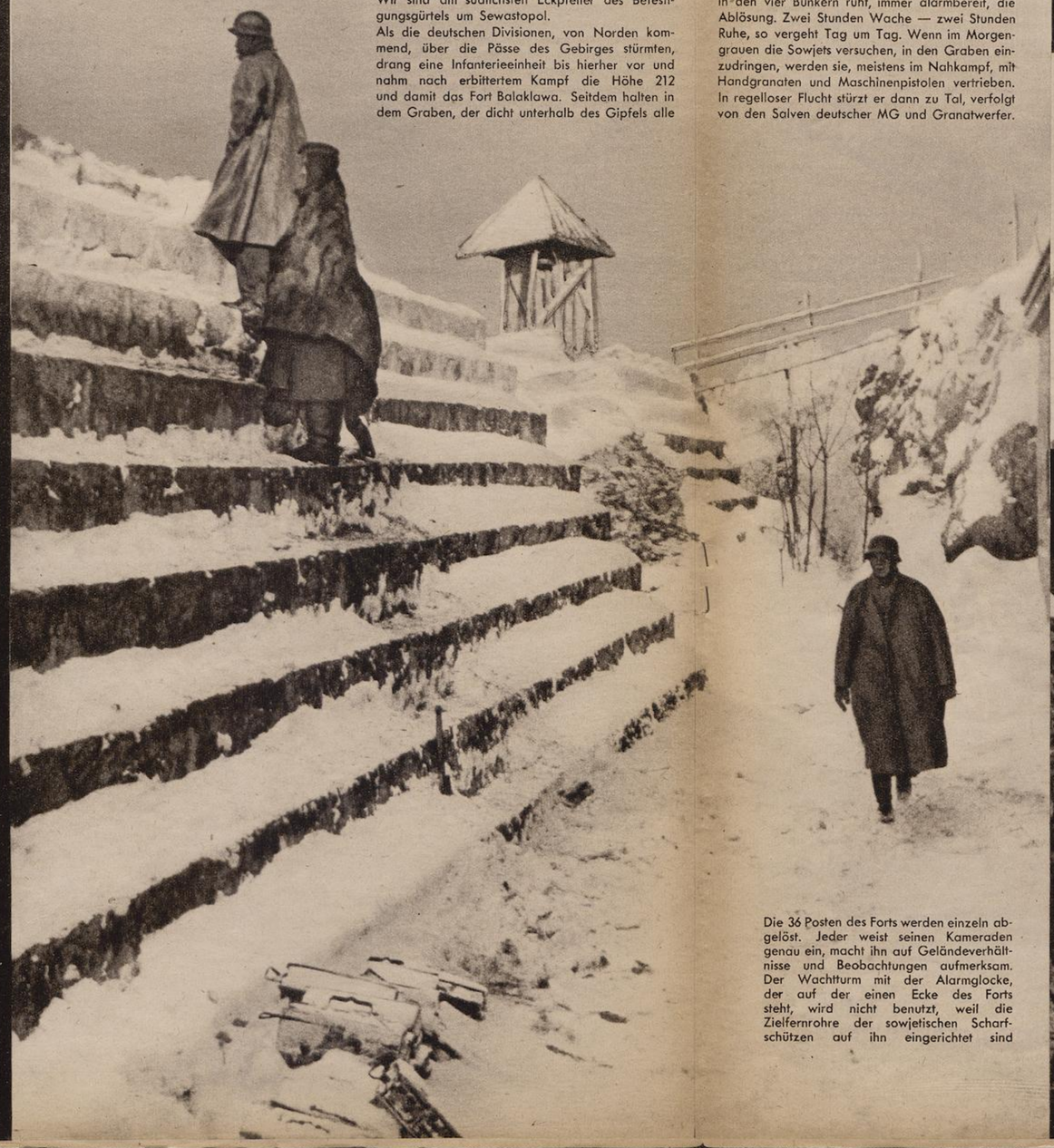
Als die deutschen Divisionen, von Norden kommend, über die Pässe des Gebirges stürmten, drang eine Infanterieeinheit bis hierher vor und nahm nach erbittertem Kampf die Höhe 212 und damit das Fort Balaklawa. Seitdem halten in dem Graben, der dicht unterhalb des Gipfels alle Bunker des Forts ringsum verbindet, deutsche Infanteristen die Wacht. Alle benachbarten Höhen sind noch in den Händen der Sowjets. Tag und Nacht versuchen diese, mit Feuerüberfällen und Gegenangriffen das Fort zurückzuerobern. Doch alles ist umsonst. 36 Posten halten, nach allen Richtungen sichernd und beobachtend, den Graben besetzt. 36 Soldaten stehen hier als südlichste Posten der gesamten Ostfront in Schnee und Eis, ständig dem feindlichen Artilleriefeuer und dem Feuer der roten Scharfschützen ausgesetzt.

In den vier Bunkern ruht, immer alarmbereit, die Ablösung. Zwei Stunden Wache — zwei Stunden Ruhe, so vergeht Tag um Tag. Wenn im Morgengrauen die Sowjets versuchen, in den Graben einzudringen, werden sie, meistens im Nahkampf, mit Handgranaten und Maschinenpistolen vertrieben. In regelloser Flucht stürzt er dann zu Tal, verfolgt von den Salven deutscher MG und Granatwerfer.



Wachposten vor dem Eingang des Bunkers, in dem sich auch der Gefechtsstand befindet. Hier ruht sich die wachfreie Mannschaft von den Strapazen des Kampfes aus. Bei Alarm oder Wachwechsel weckt der Posten die Kameraden, sonst gleiten in den zwei Stunden Wachdienst seine Augen suchend über die zerrissenen Felsen des Jailagebirges.

Ein Offizier, der als jüngster Leutnant des Bataillons das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes trägt, pfeift die neue Wache heraus, die nun für die nächsten zwei Stunden den Wachdienst auf dem Fort Balaklawa übernimmt.



Die 36 Posten des Forts werden einzeln abgelöst. Jeder weist seinen Kameraden genau ein, macht ihn auf Geländeverhältnisse und Beobachtungen aufmerksam. Der Wachtturm mit der Alarmglocke, der auf der einen Ecke des Forts steht, wird nicht benutzt, weil die Zielfernrohre der sowjetischen Scharfschützen auf ihn eingerichtet sind

Eine verdächtige Bewegung des Feindes wurde von einem anderen Posten des weitläufigen Forts bemerkt. Schnell wird der Unteroffizier vom Grabendienst benachrichtigt, denn jede noch so geringe Bewegung des Feindes kann von größter Wichtigkeit sein. — Und richtig, jede Deckung ausnützend, kommen die Sowjets über das verschneite Vorfeld. Aber noch ehe sie einen Schuß abfeuern, wird bereits Alarm gegeben, und die MG, die rings um das Fort verteilt liegen, nehmen die Sowjets unter so starkes Feuer, daß ihre Angriffsversuche scheitern

Im Schutze der Dunkelheit versuchten die Sowjets, die Fernsprechleitung anzuzapfen, und hatten für diesen Auftrag einen Spezialisten ausgewählt, dem es zwar gelang, bis an die Bastionen des Forts heranzukommen und sie zu übersteigen, der aber, von der Wachsamkeit der Posten überrascht, in ihrem Feuer liegenblieb. PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Günther Greiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0043

gefördert durch
Baden-Württemberg

Deutscher Wettbewerb und

aus Solingen

Deine Wahl nur Sonnal

Mit Vernunft waschen!

Es entspricht ebenso Ihrem eigenen Interesse wie dem Nutzen der Allgemeinheit, wenn Sie peinlich darauf achten, daß alle Weiß-, Grob- und Buntwäsche nur mit dem entsprechenden Waschpulver, die wirkliche Feinwäsche aber nur mit dem *„Waschmittel für Feinwäsche"* gewaschen wird.

Wichtig ist aber natürlich auch, daß Sie Ihr Waschmittel bis aufs letzte Tüttelchen richtig ausnutzen. Bei der Feinwäsche empfiehlt sich zum Beispiel folgende Methode: man gibt wie bisher 1 Eßlöffel von dem Feinwaschmittel in 4 Liter lauwarmes Wasser. In dieser Lösung weicht man die schmutzige Feinwäsche, soweit sie farbecht ist, 3 Stunden ein. Dann erst wäscht und spült man wie üblich.

Wer weiß, worum es heute bei der Wäsche geht, der nimmt zum Waschen stets das richtige Paket.

Seit 25 Jahren

Togal

TABLETTEN

hervorragend bewährt bei

Rheuma·Gicht
Neuralgien
Erkältungs-Krankheiten

SCHNEEKETTEN

NORDLAND

KLARSICHTSCHEIBEN

NORDLAND Deutsche Schneekettenfabrik G. m. b. H.
Berlin W 35, Kurfürstenstraße 14 - 16

Mit

LYRA ORLOW

vorzügliche Arbeit

durch stets gleichbleibende Härtegrade, geringe Abnützung, hohe Bruchfestigkeit und leichtes Gleiten. Der LYRA-ORLOW-Stift ist auch ein ganz hervorragender LICHTPAUSSTIFT.

LYRA-ORLOW-BLEISTIFTFABRIK, NÜRNBERG

Büdo Luxus Schuhcreme
Büdo Steinbock Lederfett
BÜDO-WERK
Wolfgang Schott
Schwenningen am Neckar

Diese Anzeige kennen Sie doch noch?

Bald kommen wir wieder!

STRICKER-RÄDER

Sie haben mehr Erfolg!

Kurzschrift

Maschinenschreiben
Zehnfinger-Blindschreiben

Ohne Kurzschrift und Maschinenschreiben könnte man sich das Leben einfach nicht mehr denken. Während Sie sich früher diese Fähigkeiten nur durch persönliche Teilnahme an Kursen aneignen konnten, geben wir Ihnen heute die Möglichkeit durch unseren Fernunterricht. Sie können in kurzer Zeit diese Kenntnisse besitzen, wenn Sie sich der Führung von staatl. gepr. Fachlehrern anvertrauen. Sie sind nicht an Ort und Zeit gebunden, sondern können sich bequem zu Hause hinsetzen und arbeiten. Das Arbeitstempo bestimmen Sie, alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum. Sie werden von der Unterrichtsmethode überrascht sein, das Lernen wird Ihnen zur wahren Freude werden. Bitte senden Sie uns diese Anzeige in offenem Umschlag (3 Pf.) ein.

Privatlehrgänge für Fernunterricht in Kurzschrift und Maschinenschreiben
Römer & Gatzke, Berlin SW 11
Postf. 70/K2
Ich bitte um unverb. u. kostl. Ausk. üb. d. Fernunt. f. Kurzschr. u. Maschschr.

Vor-/Zuname _____

Ort/Straße _____

RIEMER

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0044
gefördert durch Baden-Württemberg

Über die Meere der Welt

FEINDFAHRT MIT „ADMIRAL SCHEER"

VON KRIEGSBERICHTER JOCHEN BRENNECKE

2. Fortsetzung

Einsam sind die Gänge, leer sind die Decks. Im Gang zum Mannschaftslogis schlummert friedlich eine Katze, schnurrt zutraulich und voller Behagen, als ich ihr einen Guten Morgen entbiete. Ein Blick in die Mannschaftskammern überzeugt, mit welch einem Seefahrervolk man es zu tun hat.

Ich sehe mich in dem engen Loch um. Fingerabdrücke an Türen und Spinden, die Matratzen in den verwahrlosten Kojen sind verrottet. Und dazu plagt ein satanischer Gestank unsere Nasen. Ich denke an die hellen, freundlichen, stets aufgeklarten Kammern unserer deutschen Matrosen der Handelsschiffahrt. Ich sehe auch die prächtigen Burschen deutscher Seefahrt vor meinen Augen. Welch ein Unterschied — nicht nur in den Wohnlichkeiten selbst, sondern auch in der Haltung, der Sauberkeit und der Ordentlichkeit der Besatzung.

Man sollte sich auch mal für die Maschinenanlage interessieren. Schwindelgefühle erregt es, auf den glitschigen Eisenrosten stehend, dort hinabzublicken. Man wird erinnert an den sinnverwirrenden Treppengang eines Hochhauses, so tief liegt der Schiffsboden, auf dem sich einige kleine Menschlein zu schaffen machen. Es sind Soldaten vom Untersuchungskommando, die sich von englischen Ingenieuren die Maschinenanlage vorführen lassen. Eine Gluthitze brodelt herauf und legt sich beklemmend auf die Brust, je tiefer man sich die Eisenleiter hinunterwindet. —

Das Prisenkommando erhält vom „Scheer" Befehl, an Bord zu bleiben und das Schiff Kurs X Grad zu fahren.

Aha, wir wollen die schmucke Beute hinter dem Busch lagern. 900 Tonnen Eier sind schließlich nicht zu verachten.

Das Schiff nach Hause zu schicken, ist aus vielerlei Gründen nicht möglich, obwohl der Kommandant schon die verwegensten Pläne wälzt, um diesen Dampfer der Heimat auf den Weihnachtstisch des Großdeutschen Reiches zu legen. Das Schiff verbraucht zum Beispiel die erstaunliche Menge von rund 85 Tonnen Kohlen pro Tag.

Und die Kohlenfrage ist es eben, die ein Nachhauseschicken erschwert. Der Bunkerbestand reicht eben aus, um auf glattem Kurs einen französischen Südatlantikhafen zu erreichen. Und glatte Kurse können schwerlich durchgehalten werden. Man muß Schiffen ausweichen, ja, es wird im Nordatlantik Schlechtwetter geben ... leider, leider! Es besteht auch nur geringe Aussicht, ein anderes, weniger wertvolles Kohlenschiff zu schnappen, um aus dessen Beständen die Bunker vollzuladen.

Alles, was nicht zum Prisenkommando gehört, geht von Bord. Leutnant B., Leutnant E. und Leutnant C. bleiben, um gemeinsam erst einmal die Unterbringung der Gefangenen zu klarieren. Der Kapitän des Schiffes, ein schmallippiger, hochaufgeschossener, ernster Mann, und einige Offiziere werden auf „Sc" gebracht. Der Rest bleibt. Die Besatzungsliste, die Leutnant E. nicht verwerten konnte und die ich, um sie einmal auszuwerten, woher denn die Besatzung käme, in die Hosentasche gesteckt hatte, bringt später auf „Admiral Scheer" eine üble Tatsache ans Licht: Die acht Passagiere der „Duquesa" haben zum Ziel: „Head-quarter General de Gaulle, London." Das ist ja heiter — und an Bord von „Duquesa" weiß das Prisenkommando darüber nichts. Sofort ergeht ein Morsespruch an den gekaperten Dampfer!

Von der durch unsere Inder schneeweiß gescheuerten Schanze aus bietet sich ein geradezu verblüffendes friedliches Bild: Da drüben fährt seelenruhig ein Dampfer. Wie einst im Frieden. Er rauscht mit hoher Bugwelle vor uns her — nur mit dem Unterschied, daß auf diesem Schiff jetzt die deutsche Kriegsflagge weht — aber das kann man ja nur durch ein Glas erkennen. Laut Lloyds Register ist dies der Brite „Duquesa". In England weiß man ja auch noch nichts davon, daß eine Herzogin vom Thron fiel.

Am nächsten Morgen schon um sieben Uhr startet unsere brave Maschine, um das Seegebiet um uns abzukämmen. Wir scheinen uns ja auf der rechten Fährte zu befinden. Unser Eierdampfer schippert eben über der Kimm und hält gleichen Kurs mit uns. Der Kommandant beabsichtigt, schon jetzt einiges aus der Ladung zu übernehmen, und so gegen 11 Uhr nähern wir uns der „Duquesa". Beide Schiffe gehen mit der Fahrt herunter. Alles wird zur Übernahme klargemacht. Die Bootsbesatzung eines unserer Verkehrsboote ist schon angetreten, um zu unserem „schwimmenden Eisschrank" hinüberzubrausen, als im Mast der „Scheer" bunte Flaggensignale steigen, die Signallampen rasend klappern und unser Kreuzer mit einem Ruck auf große Fahrt geht. Auch die „Duquesa" stampft gewaltig und dreht in entgegengesetzter Richtung ab. Da stimmt doch was nicht. Und schon fliegt uns das Gerücht um die Ohren, daß unser Bordflugzeug feindliche Seestreitkräfte gesichtet haben solle und Fühlung behalte. IO befiehlt sofort, sämtliche Bullaugen zu schließen. Man trägt sich mit dem Gedanken, die Reling niederzulegen, um das Schiff gefechtsklar zu machen.

Ich erlebe die vorzügliche Stimmung unserer Soldaten, die angesichts einer solchen schwerwiegenden Meldung froh und vergnügt sind. Die Backbord-Kriegswache zieht auf — eine Aufregung weht wie ein frischer Wind durch das ganze Schiff. Man ergeht sich in tausend Vermutungen. Ist es die „Repulse"? Oder gar ein Flugzeugträger? Auf der Brücke ernste, gefaßte Gesichter. Schweigend steht eine Gruppe Offiziere um den Kommandanten herum, der grübelnd auf dem Sofa im Kartenhaus sitzt. Später fängt man einen Funkspruch vom Flieger auf, daß er notlanden mußte. Der erste FT.-Spruch des Fliegers wurde hin und her gedreht — nach unserem Schlüssel hieße es dann ja „30 feindliche Einheiten" . . .

Heiter, das wäre fast die ganze englische Flotte. Nein, das kann wohl nicht stimmen.

„Stark gesicherter Geleitzug von 30 Schiffen . . .?"

„Wenn man nur klar sehen könnte, was P. gemeint hat, und wo er vor allem steckt", sagt der Kapitän zur See Krancke mehr zu sich selbst, steht mit einem entschlossenen Ruck auf und geht ruhigen Schrittes auf die Brücke. Seine Augen suchen den Horizont ab — beobachten See und Himmel. Der Kommandant hält die Nase in den Wind. Es gibt sehr viele Seeleute, die geradezu einen sechsten Sinn entwickelt haben und jedes Unheil, jeden Sturm in des Wortes wahrster Bedeutung riechen. Wir kennen diese Geste vom Kommandanten schon. Er schüttelt verneinend den Kopf. „Der Pintsch soll mir bloß nach Hause kommen!" Nach Hause . . . wiederholen wir, im stillen beinahe erheitert. Wie komisch das doch klingt.

In banger Sorge erwartet man einen weiteren Spruch über seinen Standort. Einer der Fliegerunteroffiziere kommt auf die Brücke, ist völlig verstört, wendet keinen Augenblick sein Auge von dem Horizont. Der IAO (erster Artillerieoffizier) spricht ihn an. Da wäre vorläufig nichts zu machen. Abwarten, er solle nur wieder runtergehen. Der Mann schüttelt den Kopf, schweigt. „Ja, dann gehen Sie meinethalben in den Vormars und halten dort mit Ausguck." Der Unteroffizier nickt bloß, vollkommen durcheinander, und klettert nach oben.

Als keine weiteren Meldungen des Flugzeuges eingehen, entscheidet sich der Kommandant, zur vermutlichen Notlandestelle zurückzukehren. Er will den Flieger nicht im Stich lassen und vermutet Fehler in der Funkspruchentschlüsselung.

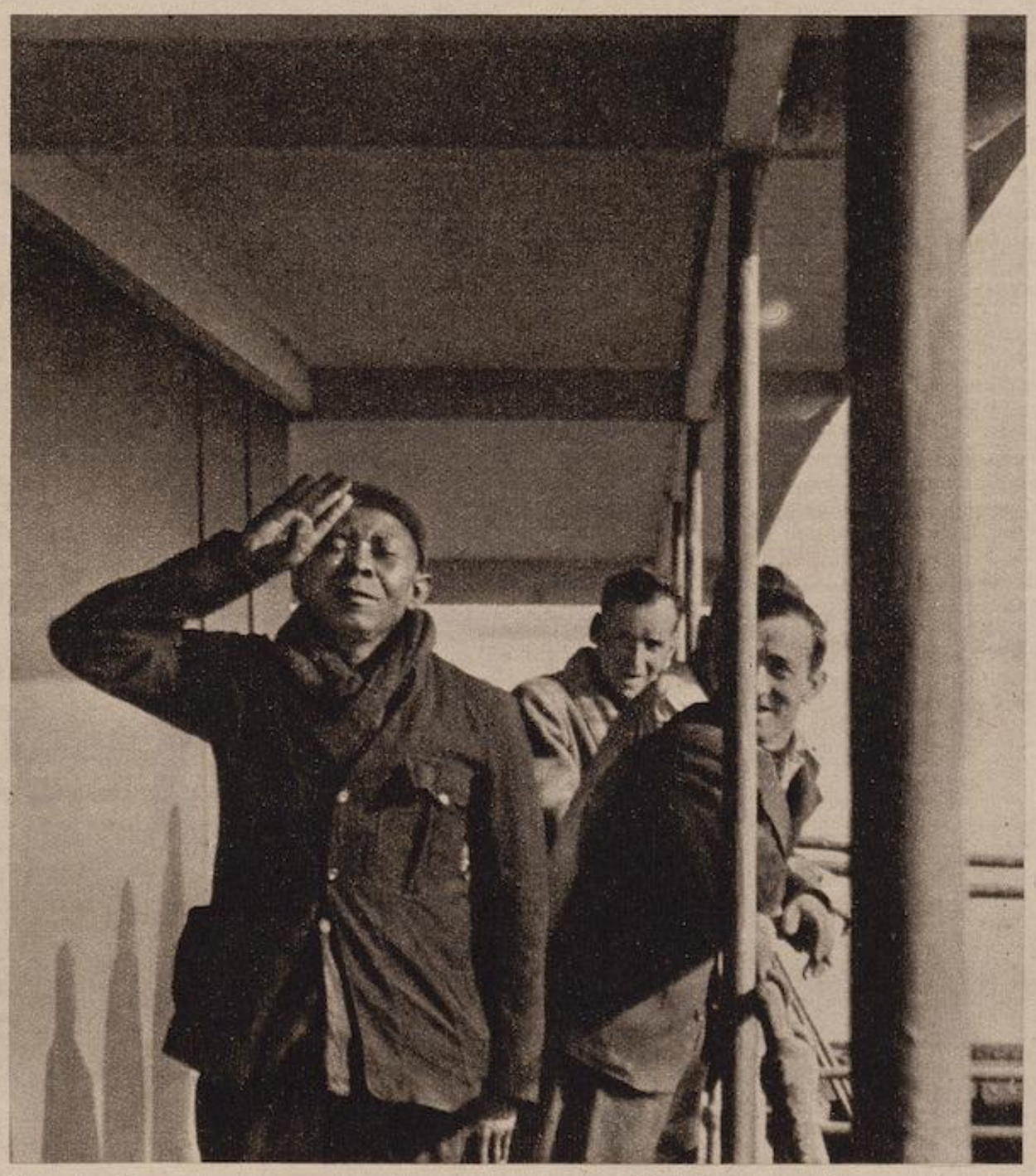
Endlich, im Laufe des Spätnachmittags, erreicht „Scheer" eine genaue Standortmeldung des Fliegers. Mit großer Fahrt liegen wir nun auf Kurs.

Die See brandet und rauscht. Die Gemüter haben sich inzwischen wegen der angeblichen feindlichen Flotte wieder beruhigt. Kein Mensch glaubt mehr daran. Ohne witzig sein zu wollen, reden doch da welche von der „verpaßten Gelegenheit". Der FT.-Spruch kam ja auch so verworren und unklar an, daß da irgendeine Panne vorliegen muß. Es wird Abend, und rasend schnell sinkt die Sonne, rasend schnell erlischt das Tageslicht und damit unsere Hoffnung, die Flieger zu finden. Die Navigation im Flugzeug ist schwer, das ist bekannt, und wie leicht kann sich der Flieger um einige Grad verhauen haben — und dann . . . Ich selbst habe kaum das Gefühl, daß P. nicht gefunden werden wird. Auch die andern sind recht zuversichtlich, obwohl die alten Handelsschiffsoffiziere ihre Bedenken äußern, wie schwer es an sich schon wäre, mitten im Ozean einen ganz bestimmten Punkt anzusteuern. Gott sei Dank ist die See verhältnismäßig ruhig, so daß immer noch die Möglichkeit offen bleibt, daß die Maschine treibt.

Es war kurz nach dem Dunkelwerden, eben nach acht Uhr, als genau rechts voraus ein blutroter Stern in den Himmel stieg, als es uns zur Gewißheit wurde, die Maschine gefunden zu haben, daß die beiden noch lebten. Mit dem Signalscheinwerfer gibt „Scheer" dreimal Anton, das Verstandenzeichen.

„Na, denen wird ein Stein vom Herzen fallen . . ."

Aber auch wir, die wir alle uns sorgten, atmen hörbar auf. Jeder sah die beiden prächtigen Flieger, den immer heiteren Oberleutnant P. und seinen „astpreißischen" Feldwebel G., vor sich. Man wollte und konnte es einfach nicht glauben, sie vielleicht niemals wiedersehen zu dürfen. Fortsetzung auf Seite 15



Einer der Neger der „Duquesa" spricht gut deutsch. Es stellt sich heraus, daß er auf deutschen Schiffen, der „Schwabenland" und der „Ostmark", gefahren ist! PK-Aufnahme: Kriegsberichter Brennecke

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0045
gefördert durch Baden-Württemberg

Der Doppelgänger

ROMAN VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Die letzte Fortsetzung schloß: „Ich merke aber auch, daß Sie sich dennoch für die Zugehörigkeit zu gewissen Regimentern interessieren." — „Nur in diesem Falle", sagte Gordon, „wie ich schon angedeutet habe. Wollen also auch Sie, Herr Oberst, wie gleichfalls angedeutet, dasselbe Augenmerk wie ich darauf richten, daß die letzten Angehörigen dieses Regiments, bei dessen Taufe die Tochter Maria Theresias und Emma Hamilton sozusagen als Patinnen gestanden, zu keinen weiteren Einzelaktionen schreiten. Der Theresienorden wird jetzt dafür nicht mehr verliehen." Und dann empfahl er sich lächelnd, ohne daß der Oberst hätte fragen können, was er mit seiner geschichtlichen Anspielung eigentlich gemeint habe.

9. Fortsetzung

III

Als er gegangen war, blieb der Oberst einige Minuten nachdenklich und unbeweglich. Danach trat er unvermittelt an seinen kleinen Bücherschrank und holte ein Buch hervor. Es war die „Geschichte des Dragonerregiments Ferdinand I. König Beider Sizilien", verfaßt von Gustav Amon, Ritter von Treuenfest, zweite Auflage 1917, noch ohne Berücksichtigung der Ereignisse aus dem Weltkrieg.

Rochonville schlug die Liste der Obersten auf. Unter der napoleonischen — beziehungsweise franciscäischen — Zeit fand er:

1805. Karl Graf Grünne.
1808. Sigmund Freiherr von Enzenberg.
1809. Johann von Szombathely.
1812. Jakob Ritter von Sück.
1814. Karl Baron Ramming.
1815. Gasparinetti.
1815. Josef Freiherr von Schuster.

Daß der Name Gasparinetti ohne Vornamen dastand, ließ ihn aus der ganzen langen Liste hervorspringen.

Rochonville blätterte zurück und fand im Text unter den Jahreszahlen 1815 und 1817 folgende Stellen:

1815. Unterdessen hatte Oberst Baron Ramming am 31. März die Einteilung zum Generalstab, Rittmeister Auditor Laurer die Ernennung zum Stabsauditor erhalten, und von der übernommenen italienischen Armee waren Oberst Casparinetti, Rittmeister Bordogni und Brioschi, Oberleutnant Bonacina und die Leutnants Berri und Bertoletti in das Regiment eingeteilt worden.

1817. Oberst Casparinetti wurde am 4. Juli außer Stand gebracht. Das Regiment war im September bei Horodenka zur Abhaltung von Divisions- und Regimentsübungen konzentriert.

Der Stil war flüchtig und fehlerhaft. Welche italienische Armee es gewesen, aus der man 1815 Offiziere übernommen, vermochte Rochonville nicht zu sagen. Daß jener Oberst Casparinetti (hier mit C, in der Liste der Obersten mit G geschrieben) am 4. Juli 1917 „außer Stand" gebracht worden war und mit einem einzigen Satz abgetan wurde, warf ein merkwürdiges Licht auf die ganze Geschichte. Jedenfalls wußte Rochonville nun, woher er den Namen bereits gekannt. Er blätterte wieder die Liste der Obersten auf. Im ganzen waren es ihrer über siebzig gewesen. Als letzter stand er selbst verzeichnet: Ludwig Marquis und Edler von Rochonville. Der Staat hatte seine Familie nicht mit dem Markgrafentitel, sondern nur im Range des niedersten Adels übernommen.

*

Er stellte das Buch zurück, griff zu seinem Hut, verließ die Wohnung und suchte einen Telefonautomaten auf, von wo er die Flesses anrief. Er ließ sich Gasparinettis Adresse geben. Es dämmerte bereits, als er dessen Wohnung betrat. Im Vorzimmer fand er offene Koffer, zwei Dienstleute waren mit Packen beschäftigt.

„Herr Oberst", sagte Gasparinetti, „es ist mir eine Auszeichnung, daß du mich aufsuchst, und daß du es heute tust, freut mich um so mehr. Denn morgen hättest du mich nicht mehr angetroffen. Ich verreise."

„So?" sagte der Oberst. „Wohin?"

„Auf das Land; es ist ja Sommer geworden. Darf ich dir mit Zigaretten dienen oder mit etwas Kognak?"

Der Oberst setzte sich, nahm eine Zigarette und schlug die Beine übereinander.

„Wenn ich dich gefragt habe, wohin du gehst", sagte er, während er die Zigarette anzündete, „so war das nur eine Redensart. Wirklich fragen wollte ich dich eigentlich, woher du kommst." — „Herr Oberst?" sagte Gasparinetti. — „Du darfst es für keine Indiskretion nehmen", sagte Rochonville, indem er sich mit einem halben Lächeln zurücklehnte, als finde er den Sessel sehr bequem. „Zwar sollte man vielleicht wirklich niemanden so ohne weiteres fragen, woher er kommt und wohin er geht. Denn woher kommt denn schon jeder von uns! Aus dem Nichts. Und wohin geht er? Gleichfalls ins Nichts. Es ist also wirklich indiskret, sich nach diesen Dingen zu erkundigen."

Rochonville sagte dies zur Einleitung und ohne besondere Überlegung, wunderte sich aber während des Redens selbst, daß er auf einmal so sprach, und auch Gasparinetti sah ihn ein wenig erstaunt lächelnd an. — „Dennoch aber", fügte der Oberst hinzu, als fühle er sich veranlaßt, zum Gegenständlichen rasch zurückzukehren, „dennoch möchte ich dich bitten, mir einige diesbezügliche Fragen zu beantworten." — „Es könnte mir nichts angenehmer sein, als dir Auskunft zu geben", erwiderte Gasparinetti. — „Du hast uns", sagte der Oberst, „bei den Flesses an jenem Abend, an welchem die traurige Geschichte mit Engelshausen passiert ist, durch deine Erzählungen von deinen Abenteuern in Rußland in Spannung zu setzen gewußt. Weißt du es noch?"

„Gewiß", sagte Gasparinetti und schien amüsiert, wenngleich er sich zugleich stellte, als sei sein Vergnügen gedämpft durch die Erinnerung an den Tod Engelshausens. — „Dabei hast du auch den Namen eines gewissen Konstantin von Pufendorf genannt, mit welchem du — wie du sagst — wärest verwechselt worden." — „Allerdings", sagte Gasparinetti und schien immer amüsierter.

„Dieser Pufendorf", sagte der Oberst, „soll bei den Husaren in Grodno gestanden haben und, deinen Angaben zufolge, gefallen sein ..."

„... Lebt aber in Wirklichkeit hier in Wien", ergänzte Gasparinetti vergnügt.

„So ist es", sagte der Oberst. „Aber nicht nur das. Sondern er hat auch heute morgen den Major Lukawsky in Oedenburg in den Arm geschossen und in den Rücken obendrein."

„Was du nicht sagst!" rief Gasparinetti fröhlich. „Allein, wie ist das möglich?"

„Das frage ich mich — beziehungsweise dich — auch. Das heißt: möglich war es zum Teil deshalb, weil sie sich geschlagen haben."

„Aber aus welchem Grunde?" — „Aus einem privaten Grunde", sagte der Oberst. „Ich möchte nun zwar gewiß nicht so humorlos sein und dich zur Rede stellen, wie du uns hast erzählen können, Pufendorf sei tot, wenn du doch gewußt hast, daß er noch lebt ..." — „Ich kann dir's aber trotzdem erklären", sagte Gasparinetti. „Und zwar tue ich es sehr gerne. Ich ..."

„Es ist jedermanns Recht", sagte der Oberst, „auch unwahre Geschichten zu erzählen, vorausgesetzt, daß sie gut sind ..."

„Die Geschichte ist gar nicht so schlecht und auch gar nicht so unwahr, wie du glaubst." — „Ja, das ist durchaus möglich — bis eben auf die Tatsache, daß Pufendorf nicht tot war, sondern ..." — „... Daß ich selber, sozusagen, tot war oder zum wenigsten für tot gegolten habe", sagte Gasparinetti. — „Wie soll ich das verstehen?"

Gasparinetti zündete sich eine Zigarette an.

„Es dürfte dir vielleicht nicht bekannt sein", sagte er, „daß auch Pufendorf nach dem Kriege aus Rußland entflohen ist. Das heißt: da er nun da ist, so muß er wohl auf irgendeine Art von dort nach hier gelangt sein. Weißt du aber, unter welchem Namen er das bewerkstelligt hat?"

„Nun, unter welchem?"

„Unter meinem und mit meinen Papieren."

Und er sah den Obersten mit Genugtuung an.

„Was ist nun dies schon wieder!" sagte der Oberst. „Wieso war denn das möglich?"

„Weil er unter seinem eigenen Namen vermutlich nicht oder nur mit großen Schwierigkeiten hätte entkommen können. Er benützte zu diesem Zweck also die Dokumente eines Kriegsgefangenen, dem man bei der Rückkehr in seine Heimat keine — oder wenigstens nicht so große — Schwierigkeiten gemacht hätte. Dieser Kriegsgefangene aber war ich, und diese Dokumente waren die meinen."

„Wieso wäre er zu denen gekommen?"

„Weil man sie nach meiner Flucht im Lager, wo ich sie zurückgelassen, sichergestellt haben wird", sagte Gasparinetti. „Und um den Wirrwarr aufzuklären, den ich in der Michailowskij-Manege angerichtet, wird man sie nach Sankt Petersburg haben kommen lassen. Sicherlich hat Pufendorf der Akt vorgelegen. Und er dürfte die Papier ausgehoben und — wahrscheinlich zur freundlichen Erinnerung — behalten haben. Es ist ja immerhin nicht ganz uninteressant, die Dokumente eines Menschen zu besitzen, mit dem man einmal verwechselt worden ist. Als Pufendorf sie aber für sich selber verwenden konnte, verwendete er sie eben für sich selber."

„Aber wie hat man dich mit ihm überhaupt verwechseln können?"

„Warum sollte man mich nicht mit ihm ..."

„Weil ihr euch, im großen und ganzen, gar nicht so sehr ähnlich seht. Er, zum Beispiel, ist blond, du aber bist es nicht."

„Wäre ich rasiert und anständig gekleidet gewesen", sagte Gasparinetti, „so hätte der Großfürst mich ja auch bestimmt nicht für Pufendorf gehalten. Nur weil er mich für verkleidet hielt, kann er vermutet haben, ich sei Pufendorf. Bestimmt hat er angenommen, ich hätte mir auch die Haare gefärbt."

„Gut", sagte der Oberst nach einem Moment. „Du kannst zwar unmöglich verlangen, daß ich in deine vielen spaßhaften Erzählungen noch sonderlichen Glauben setze. Wären sie aber wahr, so könnte ja das alles ungefähr so gewesen sein. Allein wozu hast du uns, statt einfach zu erklären, Pufendorf sei mit deinen Papieren durchgegangen, zum Schluß noch die nachweisliche Unwahrheit erzählt, daß er tot sei?"

Gasparinetti schenkte sich lächelnd ein Glas Kognak ein.

„Erstens", sagte er, „konnte ich ja nicht ahnen, daß er alsbald so deutlich in

Drei Silben gehen um die Welt!

Trilysin

In welches Kulturland Sie auch kommen, überall kennt man Trilysin. 16 Patente wurden ihm in der Welt erteilt. Die drei Silben Tri-ly-sin sind zum Inbegriff der biologischen Haarpflege geworden.
Lassen Sie sich den »Leitfaden der Trilysin-Haarpflege« sofort kommen. Sie erhalten ihn unentgeltlich und finden darin wichtige Grundregeln der Haarpflege, die auf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Erfahrung beruhen.

Trilysin ohne oder mit Fett, Flasche RM 1.82, 3.04 · Trilysin-Haaröl, Flasche RM —.90 · Trilypon für Haarwäsche, seifen- und alkalifrei, Flasche RM —.50, 1.20

Werk Kosmetik Promonta G.m.b.H., Hamburg 26
Bitte senden Sie mir kostenlos den Leitfaden der Trilysin-Haarpflege
Name: *Stadt:*
Straße und Nummer:
D. WEHRM. 4

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0046
gefördert durch Baden-Württemberg

dein Gesichtsfeld treten werde. Und zweitens habe ich die Nachricht von seinem Tode mit einer gewissen Absicht gegeben."

„Nämlich mit welcher?"

„Wenn zwei Menschen nur einer sind", sagte Gasparinetti, „so muß doch füglich der eine von ihnen gar nicht vorhanden sein."

„Wieso seid ihr nur einer? Ihr seid doch zwei."

„Wir haben aber fallweise voneinander behauptet, nur einer zu sein, — das heißt: mich hat man für ihn bloß gehalten, er aber hat in der Tat vorgegeben, er sei ich. Was sollte ich also von ihm nicht sagen dürfen, er existiere nicht! Er existiert für mich in der Tat nämlich nicht mehr."

„Aber du wußtest doch, daß er hier lebt!"

„Nun", sagte Gasparinetti, „vielleicht war gerade dies für mich der Grund, zu erklären, daß er nicht mehr lebe. Und was nicht ist, kann ja schließlich noch werden. Kann ich denn dafür, daß Lukawsky so schlecht schießt?"

„Kennst du ihn eigentlich persönlich?" fragte der Oberst nach einer Pause.

„Gott behüte!" sagte Gasparinetti. „Von allen Menschen haben diejenigen, die miteinander zu tun haben, die größte Abneigung, sich kennenzulernen. Nur solche, die miteinander gar nichts zu tun haben, knüpfen die engsten Verbindungen an."

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Ich verstehe dich nicht ganz", sagte er. „Jedenfalls ist es merkwürdig, daß ihr nun beide in der gleichen Stadt lebt. Aber noch etwas wollte ich dich fragen. In welchem Regiment hast du gedient?"

„Im achten Ulanenregiment, bekanntlicherweise: Maximilian I., Kaiser von Mexiko", sagte Gasparinetti. „Das heißt: Maximilian allein genügt, einen zweiten hat es nicht gegeben, und ich glaube auch nicht, daß es einen geben wird."

„Nun also!" — „Ich bitte?" — „Es wird behauptet, du hättest im neunten Ulanenregiment . . ." — „Wie merkwürdig!" sagte Gasparinetti.

Hier wird der Geist geschliffen!

Skat-Aufgabe

Mit folgenden Karten guckt Vorhand V zu Null: Rot Unter (Herz Bube); Schellen Unter (Karo Bube); Eichel Daus, 9, 7 (Kreuz As, 9, 7); Grün (Pik) 8; Rot (Herz) 8; Schellen (Karo) 10, 9, 7.

Im Skat findet er: Grün Daus, Ober (Pik As, Dame).

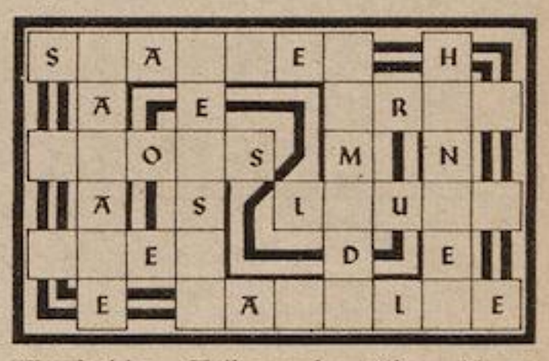
Mittelhand M hat: 3 Eichel (Kreuz) mit 6, 2 Grün (Pik) mit 10, 3 Rot (Herz) mit 15, 2 Schellen (Karo) mit 3 Augen.

Hinterhand H hat 47 Augen im Blatt.

V zieht Grün (Pik) 8 an und ist nach dem 4. Stich nicht mehr zu legen. Welche Karten hatte V gedrückt, wie waren die ersten 4 Stiche?

Kreuzgitter

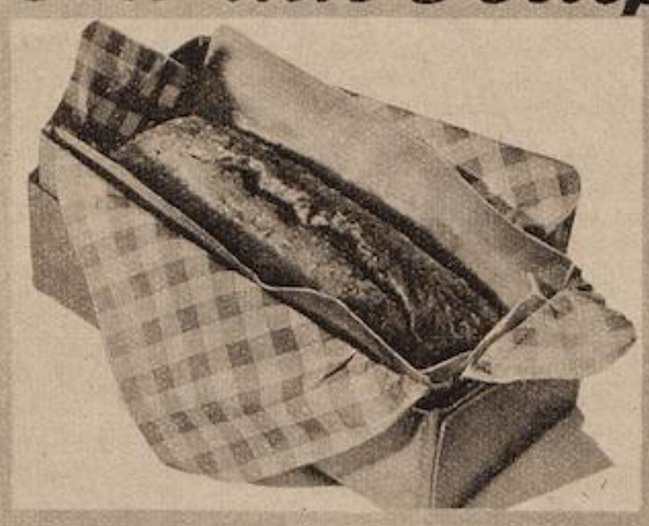
In die freien Felder der Figur sind Buchstaben einzusetzen, so daß ein Gitterwerk sich kreuzender Wörter entsteht. Die Erklärungen der Wörter sind unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur angegeben. Die bereits eingetragenen Buchstaben dienen zur Kontrolle.



Wanderhirt - Teil mancher Pilze - Truppenschau - Heeresgepäck — Saiteninstrument - Gewebe - Hafenstadt in Algerien - Geistesblitz - Handturngerät - europäischer Staat.

Die weltberühmte
HOHNER
Gratis-Katalog 64 Seiten, insges. 162 Abb., alle Instrumente originalfarbig. Bis zu 10 Monatsraten
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN
Kaufingerstr. 10

Für das Feldpostpäckchen backen wir



mit 30 g Butter, ohne Ei und doch gut:

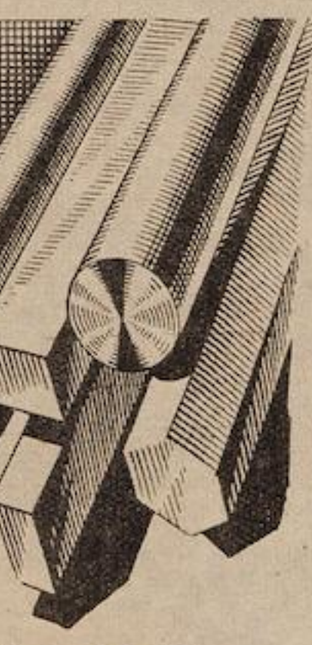
Möhrenkuchen

30 g Butter (Margarine), 125 g Zucker, 125 g geriebene rohe Möhren, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker, 1/4 Fläschchen Dr. Oetker Back-Aroma Zitrone, etwas Salz, 250 g Weizenmehl, 9 g (3 gestrichene Teelöffel) Dr. Oetker „Backin", etwa 5 Eßlöffel entrahmte Frischmilch.

Man rührt die Butter (Margarine) geschmeidig, gibt 1 Eßlöffel von dem Zucker hinzu, dann rührt man die geriebenen Möhren, den Rest des Zuckers und die Gewürze darunter. Das mit „Backin" gemischte und gesiebte Mehl wird abwechselnd mit der Milch untergerührt. Man verwendet nur so viel Milch, daß der Teig schwer (reißend) vom Löffel fällt. Man füllt den Teig in eine gefettete, mit Papierfutter ausgelegte Kastenform. Backzeit: Etwa 60 Minuten bei schwacher Mittelhitze. Damit der Kuchen länger frisch bleibt, läßt man das Papier nach dem Backen darum.

Gebäckgewicht: Etwa 575 g.

Bitte ausschneiden!



Walther-Waffen
sind aus bestem Stahl!

Die tausendfach erprobten Werkstoffe für Walther Waffen werden gegenwärtig anderweitig benötigt. Im Frieden werden sie wieder für Sportwaffen verfügbar sein.

WALTHER
Die Waffe der Erfolgreichen
nach dem Krieg wieder beim Fachhandel
Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis Thür. Nr. B/ 106

Der Kanonier, der Unteroffizier,
Gefreite, Leutnants, Spieße,
Die brauchen viel M.-K.-Papier
Für ihre Feldpostgrüße.
Steht noch ein Kuß drauf, rat ich dir,
Nimm ihn gut in Gewahrsam;
Du selbst sei mit M.-K.-Papier
In diesen Zeiten sparsam.

Schneiden, schneiden, schneiden, schneiden auf M.-K.-Papier!

DIE „GELBE" 0,75 RM
DER „GELBE" BLOCK 50 BLATT 0,60 RM
DIE „GELBE" BLOCKPACKUNG 0,90 RM
IN ELFENBEIN · LINNEN · GEHAMMERT

TROPON

Ein ausgeprägtes Sitzfleisch fehlt dem Vitamin C. Es durchwandert unseren Körper rasch und wird nicht gestapelt. Man muß daher ständig den täglichen Bedarf ersetzen. *Aus der Mappe der Tropowerke, Köln-Mülheim*

Haar- ausfall, Schuppen. Wirksame Bekämpfung. Auskunft kostenlos.
Ch. Schwarz, Darmstadt A 81, Herdweg 91F

Nikotin schäd. d. Körper. Werdet Nichtraucher ohne Gurgeln. Näheres frei.
Ch. Schwarz, Darmstadt A 81, Herdweg 91b

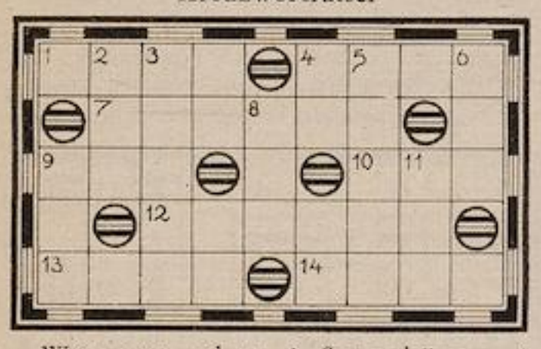
Der rote Ring
am **TINTENKULI**
ist das Gewährzeichen für seine stets gleichbleibende Güte.
Tintenkulis sind zur Zeit knapp und, weil viel begehrt, oftmals ausverkauft. Doch es wird die Zeit kommen, wo an TINTENKULIS kein Mangel mehr ist.
Merken Sie sich unbedingt: TINTENKULI — rotberingt!

MINIMAX
Feuerschutz
MINIMAX A·G· BERLIN NW7
M 15

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0047
gefördert durch Baden-Württemberg

Hier wird der Geist geschliffen!

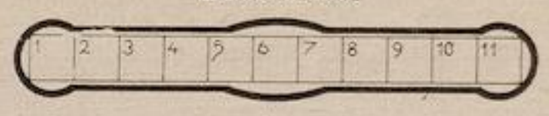
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Sprengkörper, 4. Weinernte, 7. Vaterlandsverteidiger, 9. Ausschank, 10. Niederschlag, 12. Delphinart, 13. arabischer Hafen, 14. Abteilung der Luftwaffe.

Senkrecht: 2. Weiblicher Vorname, Kurzform, 3. Schicksalsgöttin der nordischen Sage, 5. oberbayrische Benediktinerabtei, 6. Laufvogel, 8. Tonart, 9. Riesenschlange, 11. Stadt an der Etsch.

Zahlenkasten



5	6	11	1		junger Mensch
7	9	3	6	4	deutscher Strom
8	2	7	6	10	französischer Physiker

Jeder Buchstabe der obenstehenden Schlüsselwörter ist in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Feld einzutragen. Bei richtiger Eintragung nennen die Felder von 1 bis 11, fortlaufend gelesen, den Ort eines weltgeschichtlichen deutschen Sieges.

Auflösungen aus Nummer 3

Zahlenkasten: Marke, Tier, Ethik. — Arithmetik.

Raten und Rechnen:

156 + 16 = 172
— — —
16 + 6 = 22
140 + 10 = 150

„Ja, nicht wahr! Denn das existiert ja nicht. Oder vielmehr, das hat ja damals schon nicht mehr existiert."

„Nein, nicht deshalb ist das so merkwürdig", sagte Gasparinetti. — „Sondern?"

„Sondern weil es bei uns zwar das achte Regiment war, welches Max von Mexiko hieß — in Rußland aber war es das neunte."

„Was war in Rußland das neunte?"

„Das neunte russische Ulanenregiment. Es hieß gleichfalls Mexiko-Ulanen."

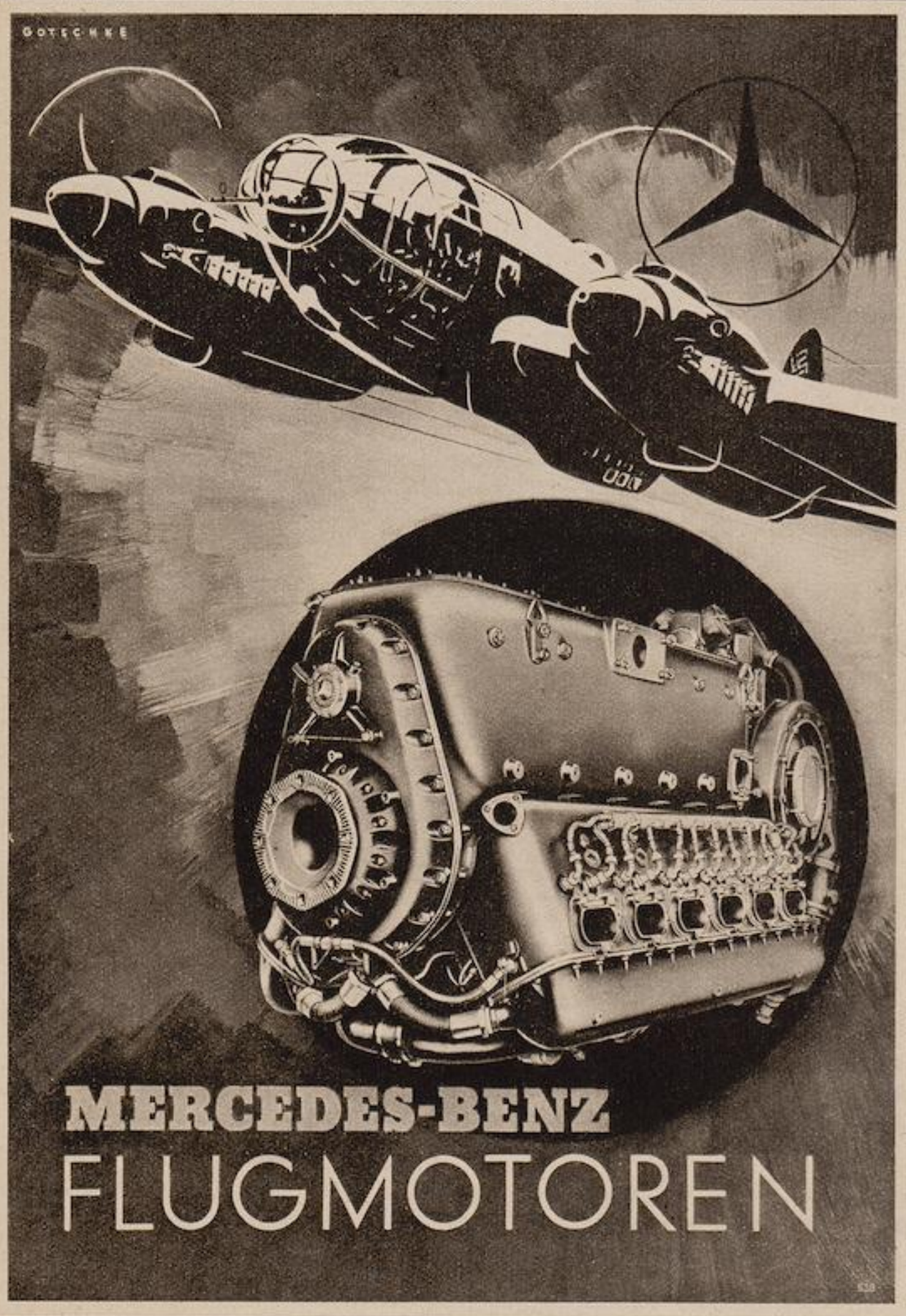
„Woher weißt du das?"

„Aus Rußland. Ich selber jedenfalls, hätte ich wirklich beim neunten Regiment gestanden, müßte also entweder in Rußland gedient haben, oder aber ich wäre, hätte ich hier beim neunten Regiment gedient, gar nicht vorhanden. Wiederum so wenig vorhanden, wie ich von Pufendorf behauptet habe, daß er nicht vorhanden wäre."

Dem Obersten begann von den vielen Regimentern der Kopf zu schwindeln, von den Grodnoer Husaren, von dem sagenhaften Obersten Gasparinetti im Dragonerregiment Beide Sizilien, von den achten eigenen und den neunten russischen Ulanen, den nicht vorhandenen eigenen neunten und zehnten, und überdies mischten sich noch Erinnerungen an das eigene Ulanenregiment Nikolaus II. von Rußland Nr. 5 ein. Zudem lächelte Gasparinetti seit geraumer Zeit so zweideutig, und sein Lächeln erinnerte an das des fortwährend lächelnden Gordon. Der Oberst fühlte sich nicht mehr ganz auf der Höhe seiner Urteilskraft, es war überhaupt schon so ein merkwürdiger Tag heute. Er erhob sich.

„Wie?" sagte Gasparinetti. „Du gehst schon?" — „Ich fürchte, es ist nun wohl an der Zeit."

„Aber du hast mir doch noch gar nicht erzählt, was mein guter Pufendorf mit jenem Major — wie heißt er nur? — eigentlich für eine Auseinandersetzung gehabt hat! Was hatte es denn in Wirklichkeit gegeben?" — „Offenbar eine Meinungsver-



06

OSRAM D

Die Osram-D der Zeit entspricht: Aus wenig Strom macht sie viel Licht!

OSRAM-D

Arbeiter, Handwerker und Techniker, die auf dem Lande wohnen,

haben nur geringe Möglichkeiten der beruflichen Fortbildung, denn der Weg zur nächsten Stadt ist weit. Den Ausgleich bietet das ernsthaft betriebene Fernstudium.

Der Christiani-Fernunterricht zeichnet sich aus durch

die bedingungslose Eignung für jeden Vorwärtsstrebenden ohne Rücksicht auf Vorbildung und Wohnort
die Anpassung des Lehrtempos an die Freizeit des Studierenden und seine Auffassungsgabe
die Beschränkung des Lehrstoffes auf das Wesentliche und die Vermeidung alles Wissensballastes
die vertrauensvolle Verbindung zwischen Schüler und Lehrer
die Stärkung des Selbstvertrauens in das eigene Können durch die Lehrmethode und stetige Erfolgskontrolle
die sofortige Verwertbarkeit des Erlernten im praktischen Beruf.

Alledem wird der Christiani-Fernunterricht in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen technischen Fächern gerecht. Nähere Auskünfte kostenlos und unverbindlich bei Angabe des Berufes und der Fortbildungswünsche.

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 59
LEHRINSTITUT FÜR TECHNISCHEN FERNUNTERRICHT

Urquell Steinhäger
würzig-mild, mit dem bekannten Schinkenbild
H·C·KÖNIG·STEINHAGEN in Westfalen

RADIOLASSO
die transportable **Antenne** (verbunden mit Sperrkreis, Lautregler, Wellentrenner, Feinabstimmer) bringt alle deutschen Sender. Von Laienhand in 1 Minute an jedem Empfänger drahtlos anbringbar. RM 9.85 und 0.75 Nachnahme. Prospekt frei!
Max Wunderlich • Köln 76

HOHNER und andere Marken
Jörgensen
DÜSSELDORF
Bunter Prachtkatalog gratis

Techn., kaufm. u. Zeichnerkurse
Programm kostenlos
Priv.t.-k.Fernunterricht.Gewerbelehrer u. Ingenieur J. Fritz, VDI., Berlin W 35, Woyrschstr. 47

Die Rechenmaschine in der Tasche

f. Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division b. zu 10 Millionen. Spiel. leichte Handhabung, für jed. rechnend. Menschen unentbehrlich
RM. 1,70 geg. Nachn. Rücksendungsrecht
Fritz Heinecke, Braunschweig

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0048
gefördert durch Baden-Württemberg

schiedenheit", sagte der Oberst. „Ich weiß es selber nicht so genau. Ich . . ." — „Daß heutzutage die Leute doch noch immer so viel Anstand haben und sich schlagen!" sagte Gasparinetti. „Von Pufendorf zumindest hätte ich's gar nicht geglaubt. Aber was wird es nun eigentlich mit den beiden?"

„Die ungarischen Behörden werden sie wohl zurückbehalten."

„Pufendorf", sagte der Rittmeister, „ist imstande und entwischt ihnen wieder unter einem anderen Namen. Diesmal vielleicht unter dem Namen Engelshausen. Oder gar unter seinem eigenen? Apropos, weiß man in Engelshausens Sache noch immer nichts — von Fonseca überhaupt ganz zu schweigen?"

„Nichts Sicheres", sagte der Oberst und empfahl sich ziemlich rasch, nachdem er einigen weiteren Floskeln, die der Rittmeister vorbrachte, zugestimmt hatte, ohne auf sie zu achten. Es ist Zeit, dachte er, nun Frau Lukawsky aufzusuchen. Als er aber über die Treppe schritt und auf die Straße kam, wo schon die Laternen brannten, gingen die Dinge, über die der Rittmeister gesprochen hatte, in seinem Kopfe weiter; er fühlte sich durchaus abgespannt, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß sein Kopf die Gedanken immer weiterwälzte, er dachte wieder an die vielen Regimenter, von denen die Rede gewesen war, an die eigenen und an die fremden, an die Geschwader von einst, und er sah sie in langen Linien stehen, mit schlagenden Pferdehäuptern. Auf einmal schien ihm, er sähe sie völlig deutlich vor sich, die Mäuler der Pferde, als würden die Reihen zurückgerissen, bissen mit bleckenden Zähnen schäumend auf die Zäume, die Augen rollten, er sah das Weiße der Augen. Zugleich hörte er Geschrei wie von vielen Streitern, empfing den Stoß einer Deichsel mitten vor die Brust, wie einen Lanzenstoß, ward zu Boden geschleudert und verlor das Bewußtsein.

Als man den alten Mann, dem das Blut aus dem Munde floß, inmitten eines Auflaufs von Menschen und unter den fortwährenden Selbstverfluchungen und Beteuerungen des Kutschers, daß er schuldlos sei, aufhob, stand Gasparinetti, der den Unfall vom Fenster mitangesehen, da und ließ den Obersten in seine Wohnung tragen. Aber noch ehe Gabrielle, die er sofort verständigte, hatte herbeieilen können, starb Rochonville.

MARSCHALL VON SERA

I.

Als Marschall, ein paar Tage, nachdem er nach Wien zurückgekehrt, bei Gabrielle Rochonville Besuch machen wollte, fand er ihre Wohnung versperrt. Gabrielle, so hieß es, befinde sich in Ungarn. Er ließ sich ihre Adresse geben. Sie wohnte in Pest bei einer Frau Pronay.

Marschall, den Zettel, auf dem die Adresse stand, in den Händen hin und her drehend, trat wieder vor das Haus, blieb stehen und betrachtete in Gedanken den Platz.

Die Tauben schritten wie je darauf umher und pickten Futter auf, das auf dem Pflaster nicht sichtbar war. Hin und wieder fuhr ein Windstoß des späten Hochsommers über die Dächer und wirbelte die Tauben empor, welche, kreisend wie ein Schwarm weißer Engel, den Himmel zu suchen schienen. Ihre Füße waren purpurfarben, als wären sie in Blut gegangen.

Es war alles wie sonst, und dennoch wirkte alles auf einmal ganz anders und verlassen. Die Öde des Sommers in der großen Stadt mischte sich mit der Traurigkeit der Erinnerungen. Rochonville war dahin, Fonseca und Engelshausen. Lukawsky befand sich noch immer in irgendeinem ungarischen Spital. Es hieß, der Arm werde ihm steif bleiben. Seine Frau war bei ihm. Es schien, als sei überhaupt niemand mehr in der Stadt. Die vielen Menschen vermehrten nur die Leere. Marschall hatte bei seiner ganzen Art niemals sehr sentimentale Beziehungen zu seinem Regiment gehabt, und nach dem Kriege weniger als je. Aber nun, und vor allem in diesem Augenblick, in welchem er auf den leeren Platz starrte, sehnte er sich plötzlich nach seinem Regiment, das es nicht mehr gab. Die Erinnerung verklärte es. Sie verklärte sogar die Erinnerung an den schon sagenhaft gewordenen Inhaber, von dem eigentlich niemand mehr genau gewußt hatte, wer er gewesen — sehr zu seinem Vorteil —, denn dieser Bourbon mit der riesigen Nase hatte sich keinesfalls bewährt, und sein Volk hatte ihn alles eher als gemocht. Aber auch das Regiment selbst und sogar noch die Zeit, die Marschall bei den Schwadronern gestanden hatte, schien ihm nun wie nie gewesen. Das Gedenken an die grauen, sandigen Exerzierplätze war wie in die Schleier von Novemberregen, die Erinnerung an die langen Stallungen mit ihren Reihen von Sätteln und Pferdekruppen in die farblose, unwirkliche Beleuchtung der Träume getaucht. Zwar sah er auch die Gefechtsfelder wieder, die Erdfontänen der Granaten, die lehmigen Gräben, die aber nicht mehr gelb wie Lehm waren, sondern grau und unwirklich. Nur das Eisen der Waffen und die Goldschnüre auf den Offizierspelzen leuchteten gespenstisch durch den Traum. Und er sah die herbstlichen Haine, in denen die Schatten der Gefallenen seufzten, die moosigen Grabhügel, unter denen sie moderten. Ihm selbst war, er läge in einem Hügel, und durch das Laub der Eichen, die aus seinem Herzen wuchsen, rausche der Regen, und niemand als der Regen weine auf seinem Grabe. — — — — —

*

Diese Elisabeth Pronay, zu der Gabrielle Rochonville nach Pest gezogen, war ihre Kusine, eine Nichte ihrer verstorbenen Mutter. Da sie hübsch war, hatte ein vermögender Industrieller sie geheiratet. Das gute — oder vielmehr hübsche — Aussehen hatten die beiden Kusinen von ihrer mütterlichen Seite, über welche Gabrielle seinerzeit zu Fonseca eine gewisse Bemerkung gemacht. Allerdings hatte die Pronay, zum mindesten in bezug auf die Ehe, sich nicht so sehr „von ihren Gefühlen" leiten lassen, wie Gabrielle es getan hätte. Herr Pronay war ziemlich nichtssagend und steckte die ganze Zeit in seinen Betrieben. Elisabeth dagegen hielt sich den Sommer über meist auf seinem Gut Czege am Plattensee auf, wo sie zu besuchen er nur hin und wieder Gelegenheit fand. Zwischendurch war sie meist in Balatonfüred und Siofok zu sehen.

Auch Gabrielle hatte bloß die ersten paar Tage bei der Pronay in der Stadt gelebt, dann war sie ihr nach Czege nachgezogen. Aus Wien fort zu sein, war sie froh, sie mochte die Stadt nicht mehr, an die sie nach dem Tode ihres Vaters ja auch nichts mehr band. Und von Czege so gut wie von Pest aus hatte sie Gelegenheit, nach Komorn zu fahren und Konstantin Iljitsch zu besuchen, der dort auf der Festung saß.

Es war ihr gestattet, ihn zweimal die Woche zu besuchen. Jeder ihrer Besuche durfte ein paar Stunden währen.

Sie hatten beschlossen zu heiraten, wenn Pufendorf seine Haft würde abgebüßt haben.

Natürlich hatte sie ihn gefragt, warum er sich mit Lukawsky geschlagen.

„Weil er der Meinung gewesen", hatte er lächelnd zur Antwort gegeben, „ich hätte Engelshausen, ich hätte Fonseca getötet — und weil er mich selber hat töten wollen. Es gibt eben immer noch Leute, die dergleichen für ein Argument halten. Aber fast wäre es ihm geglückt, daß ich es wirklich zu meinem eigenen gemacht hätte, dieses Argument. Ich war so empört über seinen Versuch, unsere Liebe zu zerstören, daß — ich gestehe es — auch ich ihn habe töten wollen. Wäre meine Kugel nicht zuerst von seinem Arm abgelenkt worden, ich hätte sein Herz getroffen. Und ich hätte es nicht bedauert."

Fortsetzung folgt

FORTSETZUNG VON SEITE 11

Über die Meere der Welt

Auf dem Bordflugzeug brennen sie eine Lampe an, die das Ansteuern durch „Scheer" erleichtert. Die Schwierigkeit des nun beginnenden Manövers lag darin, das große, im Verhältnis zum so wendigen Flugzeug unbeholfene Schiff so zu steuern, daß die hilflos im Wasser treibende Maschine unter den ausgelegten Kran geriet, um aufgenommen werden zu können. Der Kommandant beobachtet aufmerksam den Kurs von „Scheer" und gibt persönlich seine Anweisungen. Auch er ist froh und glücklich — man sieht es ihm an —, daß die Maschine und die Flieger gefunden worden sind. In den Vormittagsstunden äußerte er sich zwar nicht gerade gnädig über die Fliegerei, aber als es Nachmittag wurde, regten sich Stimmen — abwarten, wir wissen ja noch gar nicht, wo der Fehler liegt, ob der Flieger tatsächlich Schuld an der ganzen Geschichte trägt . . .

Näher sind wir nun herangekommen. Die beiden Flieger machen sich im Lichte des Scheinwerfers an der Maschine zu schaffen, und als „Scheer" nun querab steht, ja, da blubbert wie zum Hohn auch der Motor mit seinen letzten Tropfen Benzin los, so als wollte die kleine Maschine ihrer „Mutter" zurufen: „Gucke da, da bin ich, und ich kann noch, wenn ich will . . ."

Das Aufnahmemanöver vollzieht sich reibungslos. „Schleuderotto" hatte an dem Kranhaken vorher einige Leuchtblättchen befestigt, so daß es P. nicht schwerfällt, im flimmernden Scheinwerferlicht den hin und her schwingenden Haken zu finden und einzuklinken. Kurz darauf ruht unser Vogel wieder friedlich auf seiner Stange, und P. steht stramm vor dem Kommandanten und berichtet.

Durch ein Versehen war das Flugzeug mit der alten Funkkladde ausgerüstet, so daß die Funksprüche nach der neuen derart falsch ausgelegt werden mußten. P. berichtet, daß er schon in 30 bis 40 Meter Höhe über dem Wasser trotz des wolkenlosen Himmels eine überaus diesige Luft angetroffen hätte, die die Sicht auf einen ganz kleinen Umkreis beschränkte. Schon am Tage vorher hätte er Mühe gehabt, den Kreuzer wiederzufinden. Durch Böen wäre die Maschine vermutlich so stark versetzt worden, daß der Kurs nicht mehr dem befohlenen entsprach, und da, wie gesagt, das Navigieren mit dem behelfsmäßigen Gerät in der Luft sehr schwer ist, flog die Maschine in einem anderen Winkel zurück.

P. mußte wegen Benzinmangels notlanden und trieb den ganzen Tag über einsam in der Weite des Atlantik. Er gab seine Funksprüche auf, die nun — eine Doublette des Mißgeschicks — auf Grund des falschen Schlüssels den Alarm bei uns auslösten. Die beiden Flieger hatten die Hoffnung bereits aufgegeben, daß sie noch gefunden würden. Sie trugen sich mit dem Gedanken, da die See immer gröber und kabbliger wurde, die Tragflächen abzuhacken, um ein Querschlagen zu verhindern. Immer wieder kämpften sie mit diesem Entschluß. Es wurde dunkel, und mit der Dunkelheit wagten sie, einen roten Stern zu schießen, nachdem sie noch einmal ihren Standort, den sie inzwischen verbessert hatten, aufgaben. Trotz ihrer verzweifelten Lage, angesichts eines elenden Todes, gaben sie keinen Spruch mehr ab, als es die äußerste Grenze ihres Pflichtbewußtseins zuließ. Denn sie wußten, daß mit jedem neuen Funkspruch die Gefahr für „Admiral Scheer" sich steigern mußte. Sie durften nicht gegnerische Funkstellen aufmerksam machen.

Oberleutnant P. und sein Feldwebel hatten nicht Hände genug, um all die vielen herzlich gemeinten „Geburtstagsglückwünsche", die mit einem festen Händedruck des Kommandanten begannen, zu erwidern.

Und nun aufs neue hinterher, hinter unseren Eiern. In allen Decks, in allen Räumen, tief unten bei den Heizern, in der Funkbude, ja selbst oben im obersten Beobachtungsstand raunt es über Eier, spricht man über Eier, denkt man nur noch in Eiern. Wir haben ja bald Weihnachten. Welch ein herrliches Geschenk schickte uns W. C. . . . Die Eierfrage jedenfalls bildet den Gegenstand aller Diskussionen. Sonst gibt es ja nicht immer so viel zu beklöhnen.

Man kann unseren letzten Erfolg nennen, wie man will, Tatsache aber bleibt: dieser 6651 Bruttoregistertonnen große Tommy birgt in seinem Bauch rund 15 Millionen Eier und sieben Millionen Pfund Fleisch. Es macht sich mancher keinen Begriff, was eigentlich diese Zahlen darstellen und welcher Verlust England entsteht.

Betrachten wir erst einmal zur Gewöhnung die etwas kleinere Summe, die sieben Millionen Pfund Fleisch. Wenn wir einen Verkaufspreis für ein Pfund Fleisch mit 1,40 RM annehmen (die Preisangabe stammt von alten Verheirateten — die müssen es ja wissen), müßten wir 9 800 000 RM für die Bezahlung der Fleischladung aufbringen. Unsere Besatzung erhält im Monat insgesamt 186 200 RM an Heuer, Maschinen- und Bordzulagen usw. Demnach müßten wir 4½ Jahre lang alle Mann vom Kommandanten bis zum jüngsten Matrosen auf unser Gehalt verzichten, sollte der zigarrenrauchende Oberplutokrat auf den Gedanken kommen, uns eine „Rechnung" auszustellen. Nehmen wir die Besatzungsstärke unseres Kreuzers einmal mit 1000 Mann an, dann stünde uns 20 Jahre lang pro Kopf täglich ein Pfund Fleisch zur Verfügung. Groß-Berlin würde sich nach dem Markensystem zu 400 Gramm Fleisch für die Woche drei Wochen lang von der Fleischladung der „Duquesa" ernähren können.

Ähnlich, doch nur krasser, liegen die Betrachtungen über die Eier. Nehmen wir einmal den Einheitspreis für das Ei zu 13 Pfennig. Somit kostet die genaue Anzahl von 14,2 Millionen Eiern 1 846 000 RM. Dafür könnte sich jeder der Besatzung ein Wochenendhaus bauen. Schön wär's ja! —

In den Morgenstunden des nächsten Tages wollten wir unseren Eierdampfer treffen. Vermutlich ist das Schiff aber doch einiges schneller gelaufen und steht voraus. So kurz vor dem Abendessen meldet der Ausguck genau rechts voraus eine Stecknadel. Ist er's oder ist er's nicht — unser Eierdampfer, oder schaukelt dort ahnungslos ein neues Opfer vor uns?

Mit einem Satz streckt sich „Scheer" und rauscht in hoher Fahrt auf den Punkt zu. Es wird schnell dunkel, und wir stehen noch zu weit entfernt, um Genaueres auszumachen. Der Kommandant ist aber der festen Meinung, daß es sich nur um die „Duquesa" handeln könne, denn das gesichtete Schiff läuft gekoppelten Kurs, und seine Geschwindigkeit entspricht durchaus der der „Duquesa" befohlenen. Gegen 24 Uhr wird dann auch sicher festgestellt, daß es sich um unseren Dampfer handelt. Der Kommandant will nicht rangehen, um keine Unruhe da drüben hervorzurufen. Also laufen wir als stiller Begleiter friedlich nebenher. Die Herren werden sich wundern, wenn der Tag anbricht . . .

Als der Morgen heraufdämmerte, bot sich der Begleitschiffsbesatzung der sie beruhigende Anblick unseres Kreuzers. Der Ausguckmann wäre zwar fast aus dem Mast gefallen, als er plötzlich unsere unklare Silhouette neben der „Duquesa" erblickte. Um 9 Uhr nehmen beide Schiffe die Fahrt aus dem Schiff und liegen gestoppt, nur wenige hundert Meter getrennt, in einer wundervoll blauen und ruhigen See.

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Wehrdienst). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel (alle in Berlin). — Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25. Anzeigenpreisliste Nr. 13 vom 1. 11. 1941. — Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt, Berlin. — Rotations-Kupfertiefdruck Wilhelm Herget, Stuttgart. — Einzelpreis: 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspreis: Monatlich 55 Rpf. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0049
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040-14/6

Die dreimonatige Schlacht in Nordafrika hat den Kampfgeist unserer Truppen nicht gebrochen. Unserer Infanterie, die zum Gegenstoß gegen die Briten angetreten ist, bieten auf der weiten Wüstenebene die in der Regenzeit hochgeschossenen Gräser ein wenig Deckung

PK-Fotos: Kriegsberichter Moosmüller — H. H. (4)

Starke britische Kräfte sind gemeldet. Italienische Panzer, die zusammen mit den deutschen Verbänden operieren, haben ihre Bereitstellungsräume erreicht und erwarten den Angriffsbefehl

Im Raume um Bengasi

Am 18. November 1941 begann England seine große Offensive in Nordafrika, die nach Churchills Ankündigung nicht nur Raumgewinn, sondern vor allem die Vernichtung der deutschen und italienischen Streitkräfte in ganz Nordafrika zum Ziel haben sollte. Vierzehn Tage später sind bereits 9000 Briten gefangen, 814 britische Panzerfahrzeuge erbeutet oder vernichtet und 127 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Wiederum acht Tage später erklärt Churchill vor dem Unterhaus über seine Offensive in Libyen: „Die Willenskraft des Feindes überschattet den erwarteten Verlauf der Entwicklung", und in der letzten Januarwoche ist nicht nur sicher, daß die deutsch-italienischen Verbände unter Führung von Generaloberst Rommel nicht weniger als aufgerieben sind, sondern daß der Gegner sogar geschlagen und weit nach Norden zurückgedrängt werden konnte; eine reiche Beute von feindlichen Panzern und Geschützen war der neue Erfolg der deutschen und italienischen Waffen, von dem unsere Bilder berichten

Die Zisternen haben sich in der Regenzeit gefüllt. Jedoch erfordert das Wasserschöpfen in der Wüste eine besondere Technik

Die dauernden Regenfälle haben die Wüstenstraße mit tiefem Morast ausgefüllt, durch den sich die schweren Lastkraftwagen nur langsam ihren Weg bahnen können

Schickt dieses Heft an die Front!

Mit herzlichen Grüssen aus der Heimat von Bangel & Schmitt

(K. Wolff)
Universitätsbuchhandlung
HEIDELBERG, Anlage 8

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0050

gefördert durch
Baden-Württemberg